

trägt. Mehrere unserer Leute warfen an der Stelle, wo er sichtbar wird, irgend etwas, z. B. Gras, hinein und baten dabei, wohl nicht den Fluß, sondern die Geister der Unterwelt um irgend etwas Gutes, z. B. um Baumwollstoff. Am Abend sahen wir in der Entfernung von ungefähr 2 Meilen Wangemannshöh liegen, wir waren bis zu dem uns bereits bekannten und befreundeten Häuptling Maipopo gekommen. Der beschenkte uns mit einem Kalbe und einer schönen Kuh. Am anderen Morgen war er unzufrieden, daß wir so bald und so früh fortwollten; indessen begleitete er uns mit Hunderten seiner Leute und war sehr erfreut, als ich nach Kondesitte mit ihm Hand in Hand ging. Auch bei dem Dorfe Momgommos grüßte man uns wie liebe Freunde. Am lebhaftesten begrüßte uns eine Frau, die wegen Betrug beim Holzverkauf auf einen Monat von der Station verwiesen worden war. Der Lufira-Fluß machte beim Durchschreiten uns Not; dann begrüßte uns der gute Makatungila, und endlich standen wir inmitten der uns bewillkommenden Brüder auf Wangemannshöh mit herzlichem Dank gegen Gott, der uns freundlich aus- und gnädig heimgeführt hatte.

Aus der Märchenwelt der Papuas in Kaiser-Wilhelms-Land.

Von Missionar J. Vetter in Simbang (Neuguinea)¹⁾.

Unter den Eingeborenen von Neuguinea zirkulieren auch überlieferte Geschichten und Erzählungen, die aber nach dem eigenen Geständnis der Schwarzen nicht Anspruch auf Wahrheit machen. Wie überall, ist auch in diesen Märchen (sepoao) des öfteren von Verwandlungen die Rede. Wie es scheint, hat jede Landschaft ihre eigenen Erzählungen, denen die Leute in ebenso lautloser Stille und mit der nämlichen gespannten Aufmerksamkeit nachts, um ein Feuer gelagert, lauschen wie deutsche Kinder, wenn sie in 1001 Nacht lesen oder noch lieber einem guten Erzähler, resp. einer Erzählerin zuhören. Recht schön macht es sich, wenn dabei ein kleiner Gesang eingeschoben wird, wobei sämtliche Zuhörer einfallen. Es mögen nun einige solcher Märchen hier folgen.

Die Jabim wissen viel von Zwergen zu erzählen, die in Wäldern und Höhlen hausen. Zur Nachtzeit hört man, wie sie rufen und pfeifen. Nachts kommen sie auch an den Strand, um zu fischen. Dabei be-

1) Missionar Veters Mitteilungen beziehen sich nur auf die Jabim- und Kästämme in der Umgebung von Finschhafen, in dessen Nähe auch die Station Simbang der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft liegt. Die Missionare derselben bringen in ihrem Organe „Kirchliche Mitteilungen aus und über Nordamerika, Australien und Neu-Guinea“ gelegentlich interessante Notizen über die Papuabevölkerung ihres Missionsgebietes. G. Kurze.

obachten sie aber ihre eigene Methode. Sie stellen sich ins Wasser, und an ihren sehr langen Haaren beißen nun die Fische an, die sie dann an den Strand schleudern. Dort finden manchmal Eingeborene tote Fische, die nach ihrer Spekulation nur die Zwerge zurückgelassen haben können. Freilich ein Märchen kann man die Sage von den fischenden Zwergen im Sinne der Papuas kaum nennen, da sie selber an das Dasein dieser Geschöpfe der Phantasie zu glauben scheinen. Wenigstens behaupten sie, daß von ihren Stammesgenossen ein solch kleiner Kerl wirklich einmal gefangen worden sei, und zwar vor nicht allzu langer Zeit. Derselbe sei so lange gesund und munter geblieben, bis man ihm sein langes Haar abschnitt. Damit war seine Lebenskraft dahin; er starb.

Auch von geschwänzten Menschen geht hier wie anderwärts die Rede. Diese Affenmenschen sollen wie die Schwarzen leben. Mit dem Verlust des Schwanzes entflieht das Leben. Das Komischste bei der Sache ist, daß verschiedene Schwarze mir gegenüber als Augenzeugen sich ausgaben und behaupteten, tief im Innern des Landes hätten sie diese Mißgestalten leibhaftig gesehen. Den Beweis dafür haben sie freilich trotz der ausgesetzten hohen Belohnung bisher noch nicht erbracht.

Ein mit vielen Wunden bedeckter Bursche wurde von den Leuten im Spott zum Tanzen aufgefordert. Da klagte er sein Leid der älteren Schwester, welche Krebsgestalt annehmen konnte. Diese war bereit, seine Stelle zu vertreten, wozu sie sich denn auch zweckentsprechend verkleidete. So tanzte sie die ganze Nacht hindurch, ohne daß die Verwechslung offenbar wurde. Bei Tagesdämmerung sagte sie, sie könne nicht beim Essen bleiben, sie müsse nach Hause, um ihre Schweine zu füttern, sie wolle wiederkommen. Daheim legte sie ihre Verkleidung ab und ging in den Bach als Krebs. Der Bruder nahm sich darauf eine Frau, die der Meinung war, derselbe sei der gewandte Tänzer in jener Nacht gewesen. Von ihr bekam er ein Kind. Als dessen Mutter nun einmal in die Plantage ging und das Kind zurückließ, kam die Tante aus dem Bach, putzte den Kleinen, bestrich seinen Kopf mit der beliebten roten Ockerfarbe und schaukelte ihn auf ihren Armen, wozu sie folgenden Gesang anstimmte: „Damam (dama = Vater) Tuku matu ngangase ngangase (gesa = geschwürig) samauroi (sao = Tante) ai i wago wago wago gete we Ngaioo geo denam (dena = Mutter) geo damam.“ Das heißt etwa: „Als dein Vater Tuku, der Kleine, Geschwüre hatte, habe ich, deine Tante, der Krebs, getanzt. Ngaioo (?) deine Mutter schaukelt, dein Vater schaukelt dich.“ Als die Mutter des Kindes vom Felde zurückkam, fand sie ihren Jungen geschmückt; der Vater aber erklärte auf Befragen, er habe es gethan. Doch bei Gelegenheit eines weiteren Besuches der Krebschwägerin erfuhr die Frau den wahren Sachverhalt. Die Tante verbrannte sich hernach beim Braten von Taro die Hand, so daß diese aussah wie ein gekochter Krebs (ob hier vielleicht der Schlüssel zum Verständnis dieser wunderlichen Geschichte liegt?), worauf sie lautklagend in den Bach ging und fortan

die Krebsgestalt dauernd behielt. Die anderen Personen dieser Geschichte wurden in ihrer Größe entsprechende Steine verwandelt, und unter ihnen hat nun der Krebs seine Wohnung aufgeschlagen.

Nicht übel ist das folgende Märchen, das eine ganz hübsche Nutzanwendung zuläßt. Ein selbstsüchtiger Mensch pflegte sich überall, wo eine Schmauserei stattfand, einzustellen. Er bekam auch jedesmal sein Teil mit nach Haus. Aber damit begab er sich nicht zu seiner Familie, sondern setzte sich in den Wald und verzehrte alles selbst, daheim vorgebend, er hätte nichts erhalten. Frau und Kinder erfuhren freilich bald den wirklichen Thatbestand. Wenn er nun mit seinem Fraß — *sit venia verbo* — allein war, hatte er die Gewohnheit, beide Augen herauszunehmen und sie von sich zu werfen, um sie dann nach Beendigung des Mahles wieder zu sich zu rufen. Als er nun bei bewußter Gelegenheit wieder einmal das eine Auge gegen die Mündung des Baches, das andere flußaufwärts warf, nahmen seine beiden Söhne, die dem Vater nachgeschlichen waren, dieselben auf und eilten damit ins Dorf zurück, wo sie dieselben in eine Schale mit Wasser legten. Der Selbstsüchtige rief nun, wie gewöhnlich, seine Augen, diesmal aber ohne Erfolg, und nun tappte er, überall anstoßend, nach seinem Hause und wälzte sich vor demselben auf dem Boden, wehklagend um den unersetzlichen Verlust. Was ihm denn fehle, riefen Weib und Kinder mit verstellter Teilnahme aus der Hütte. Dann aber nahmen sie ihn ins Verhör und fragten, ob er denn nicht da und da von dem Festschmaus etwas abbekommen, aber es selber aufgezehrt hätte. Zur Strafe für seine Selbstsucht ließen sie ihm seine Augen nicht zukommen bis an den Abend. Da gaben sie ihm dieselben wieder zurück, mit der Ermahnung, künftig mehr an Frau und Kinder denken zu wollen.

In dem Finschhafen benachbarten Kaidorf Bokise war ein Mann gestorben, dem man beim Begräbnis eine Steinkeule in die Rechte legte. Mit dieser ging der Geist davon und nahm seinen Weg nach Kolem, ebenfalls einem Dorfe in der Nähe. Dort setzte er sich auf einen Stein und rief dem Balum, er möge ihn ins Geisterreich befördern. Dieser erschien auch mit seinem Fahrzeug, welches in der Tiefe des Meeres sich befindet (also ein papuanischer Charon); aber der Kai schlug mit seiner Keule die Spitze des Bootes weg. Zur Strafe für diese Bosheit wurde er am jenseitigen Strande ausgesetzt und in ein Wallaby verwandelt. Das abgeschlagene Bootstück soll in Kolem aufbewahrt werden.

Das Geisterdorf, in welches von den Balum die abgeschiedene Seele auf ihr Verlangen befördert wird, wird von den Eingeborenen auf eine der Inseln von Siasi verlegt. Kein Lebendiger hat dies Reich betreten, über dem beständig Rauch und Nebel lagert; doch hört man Hundegebell und Stimmen von Schweinen und Hühnern von dort her. Die Siasi selbst wollen oft am Strande neu ankommende Seelen dahinschreiten sehen, von denen sie manche bestimmt als ehemalige Handelsfreunde erkennen. Nach dem Glauben

der Eingeborenen wird die Seele beim Sterben von den Balum in Empfang genommen. Dieselben geleiten sie nach dem Lambom (Paradies), wo das irdische Leben fortgesetzt wird, aber alles im Überfluß vorhanden ist. Solcher Lamboms giebt es viele, mindestens einen in jedem Stamme, und auch in verschiedene Abteilungen ist er geschieden; in der einen finden sich die Balums derer, die sich erhängt haben, in der anderen die der Erschlagenen, wieder in einer anderen die Balums derjenigen, welche von einem Hai oder Krokodil gefressen worden sind. Wie verhält sich nun aber der Balum (abgeschiedener Geist) zu dem ebenso genannten Stückchen Holz, welches im Lum (Junggesellenhaus) jedes Dorfes vorhanden ist und welches die Weiber und unbeschnittenen Kinder bei Todesstrafe nicht sehen dürfen. Hierüber wissen wir immer noch nichts Sicheres. Der Balum, dieses fischförmige Stückchen Holz, spielt eine Rolle bei der Beschneidung der Knaben. Er wird dann ins Dorf gebracht, und es werden ihm bei dieser Gelegenheit Schweine dargebracht, die er verschlingen soll. In Wirklichkeit lassen sich da natürlich die Männer das Schweinefleisch gut schmecken. Die Frauen, welche während dieser Zeit in Hütten außerhalb des Dorfes kampieren müssen, dürfen das aber nicht wissen. Ich sagte bei solchen Gelegenheiten schon manchmal zu den Schwarzen: „Warum lügt ihr denn so stark? Euer Balum ist ja nur ein Stückchen Holz, wie ein anderes, das ihr selber geschnitzt habt, und Holz hat doch keinen Mund, lebt nicht und kann daher auch nichts essen!“ Da blicken sie sich dann ganz verständnisinnig an, lachen und sagen, ja, so sei es, doch solle ich die Weiber nichts davon wissen lassen. Hiernach könnte es scheinen, als ob sie sich der Nichtigkeit ihres Treibes ganz bewußt wären. Aber es fragt sich, ob dies Holzstück nicht doch als Sinnbild und Träger einer geistigen Macht gedacht wird, an deren Dasein jeder Schwarze fest glaubt, so daß wir hier ein Analogon zu dem Fetischdienst der Neger hätten. Die Meinung könnte sein, daß dem Geiste, welcher seinen Sitz im Holze nimmt, die Schweine dargebracht werden, daß er aber, eben weil er ein Geist ist, mit der Seele des Opfertieres sich begnügt und diese sich aneignet, während er den materiellen Genuß den Menschen überläßt, ähnlich wie die Götter bei Homer sich auch mit dem Fettdampf der Opfertiere begnügten.

Übrigens wissen die Eingeborenen noch von einem anderen höheren Wesen, das sie Ding nennen und dem sie eine sehr große Gestalt andichten. Manchmal sieht man Steine zwischen den Ästen der Bäume liegen, welche dieses Wesen dahin gelegt haben soll. Ding und seine Gattin Gakweng werden sinnbildlich dargestellt unter einer Art Pfeife oder Flöte aus Bambus, auf welcher die Beschneidungskandidaten blasen. Ich hatte einmal unseren kleineren Jungen Bambuspfeifchen gemacht. Darauf bliesen sie anfangs ganz lustig, aber bald waren auf Betreiben der größeren die Pfeifen zerbrochen, und mir wurde auf Befragen erklärt, die Kleinen dürften diese Laute noch nicht hervorbringen; das lernten sie erst bei der Beschneidung.

Übrigens muß ich auch die Beobachtung meiner älteren Kollegen bestätigen, daß diese Vorstellungen von höheren Wesen auf das Leben der Schwarzen keinen bemerkbaren Einfluß ausüben. Viel tiefer und spürbarer greift in dasselbe der Glaube an oder richtiger die Furcht vor Zauberei und Hexerei ein. An die Wirkung derselben glauben sie steif und fest, und es würde nichts nützen, wenn man ihnen das ausreden wollte. Neulich ging ich mit einem Jungen durch den Wald; der Junge streifte mit seinem Haar eine Schlingpflanze, so daß etwas von dem Rot, mit dem das Haar schönheitshalber eingesalbt wird, daran hängen blieb. Schon war er vorbei gegangen, als er sich wieder umwandte und ängstlich Bedacht zeigte, alles sauber wegzuwischen, damit niemand diesen Senu (Zaubermittel) nehmen und verbrennen und dadurch ihm den Tod anthun könnte.

Kleinere Mitteilungen.

Religion und Aberglaube bei den Waschambaa. — Missionar Johanssen in Mlalo (Usambara) giebt in den „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission“ (1892, S. 141 f.) folgenden beachtenswerten Beitrag zur Volkskunde der Waschambaa:

Der Glaube der Waschambaa an einen Gott tritt neben ihrem Glauben an Geister sehr zurück, viel mehr, als es uns anfangs erschien, wo manche Eingeborene im Gespräch mit uns häufig den Namen Gottes (mulungu) dort einsetzten, wo sie untereinander von den Geistern (wazimu) sprechen. Diese werden — so viel sehen wir jetzt immer klarer — weit mehr gefürchtet als Gott. Erkundigt man sich bei den Waschambaa nach dem Namen und Wohnort ihrer Geister, so behaupten sie meistens, sie wüßten nichts davon; aber wenn man mit einzelnen uns etwas näher stehenden Leuten spricht, erfährt man doch manches von ihren Vorstellungen. Zwei Arten von Geistern werden scharf auseinandergehalten; man darf die einen wohl Ahnengeister (wazimu), die anderen Krankheitsgeister (pepo) nennen. Letztere erregen Krankheiten und werden von den Medizinmännern ausgetrieben. Sie sind sehr gefürchtet; aber religiöse Verehrung wird ihnen nicht zu teil. Diese kommt allein den Ahnengeistern zu. Ein weiterer Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß die Krankheitsgeister dem Mschambaa wie dem Küstenbewohner mit Namen bekannt sind, während die Ahnengeister nicht benannt, auch nicht nach dem Verstorbenen, sondern unter dem Namen Geist (mzimu) oder Geister (wazimu) zusammengefaßt werden. Die Krankheitsgeister stiften nur Schaden. Die wazimu werden zwar auch als feindliche Mächte angesehen; aber man scheint doch anzunehmen, man könne sie durch Opfer und Gebete versöhnen, und sie würden den Betenden vor Krankheit bewahren. Um zunächst von den

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1892

Band/Volume: [11](#)

Autor(en)/Author(s): Vetter Johann

Artikel/Article: [Aus der Märchenwelt der Papuas in Kaiser-Wilhelms-Land 102-106](#)